

Lisa Wenger : zum 60. Geburtstag der Dichterin

Autor(en): **Fierz, Anna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **19 (1917)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751079>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

geistige Kraft mit dem Alter nicht stillgestanden, sondern an Sicherheit und kritischer Schärfe eher noch gewonnen hat.

Was als äußeres Glück gilt, ist Dühning stets fern geblieben. Jahrzehntelang drückten schwere materielle Sorgen — völlige Erblindung hatte den Dreißigjährigen getroffen und seine Existenzchancen entscheidend erschwert. Nur mit größten Entbehrungen vermochte Dühning sich seine Unabhängigkeit zu wahren und, von Frau und Sohn treu unterstützt, sein Lebenswerk zu schaffen.

Heute ist Dühning körperlich leidend; die Nahrungssperre der Kriegszeit und Kälte drohen dem Hochbetagten fatal zu werden. Der Geist aber hält sich trotz allem aufrecht, rastlos weiter kämpfend für wahres Wissen und Recht. Möchten bald freundlichere Tage das hohe Alter begleiten. Das wünschen heute die Vielen, die Dühning ihre fachwissenschaftliche und geistige Fortbildung verdanken.

ZOLLIKON

H. MEYER



LISA WENGER

ZUM 60. GEBURTSTAG DER DICHTERIN

Warmen Gemütes, frei von Romantik und Empfindsamkeit, klarsichtig und energisch, mit Ironie und Mutterwitz begabt, von pädagogischen Sorgen geleitet, volkstümlichen Motiven und Konflikten zugeneigt, phantasiebegabt und herb und nüchtern zugleich, eine wohlgerüstete Helvetia, von der Lust zum Fabulieren erst nach völliger Sammlung ihrer Kräfte ergriffen, besaß und besitzt Lisa Wenger eine spezifisch schweizerische Anlage.

Kraft dieser Anlage unternahm sie vor etwa zehn Jahren den Schritt in die von schweizerischen Erzählerinnen noch wenig begangene heimatische Stoffwelt mit Mut und Erfolg. Bezeichnenderweise nicht ohne sich eine Wegzehrung im Märchenwald gepflückt zu haben, dessen kühle Tannen sie ebenfalls in unsere Grenzmark rückte. Ein Band Erzählungen, „Irrende“, steht im Mittelpunkt ihrer Novellistik. Kein lyrisches Glockengeläute schwingt über den Wohnstätten und Häuptern ihrer Helden. Die Novellen sind un-abgelenkte, emsig schreitende Epik. Erfindung und Charakterzeichnung bestimmen ihren Wert. Der Aufbau ist wohlwogen, exakt und ökonomisch, der Sprachstil durchsichtig und prägnant, die Kolorite sind licht.

Der Gehalt ist düster. Ein Gramgesicht in einer unverhangenen, klar-geöffneten Stube — so blickt die Wengersche Novelle. Vom Fanatismus gestachelt dieser, vom Erfinderwahn befangen jener, der eine ein bäuerlicher Despot, der andere ein kindeseinfältiger Tor und Träumer, stiften oder erleiden diese Irrenden Unheil und Unrecht. Lisa Wenger beobachtet

scharf und mit einer eigenartigen Mischung von Ironie, Kummer, so lange es angeht, herbfroher Laune und mit immer erneuter Angriffs- und Verteidigungslust. Sie ist mit ihrer straffen und sorgfältigen Charakteristik im ländlichen und städtischen Pfarrhaus, im Bauernhof, in Wirtstube, Kramladen und Werkstatt zu Hause.

Der Dialog ist vortrefflich, in den knauserigen Ausgaben des Alltags sowohl, als beim vollen Stoß und Wurf, wenn Zornadern schwellen und Geduldsfäden reißen. Menschen, auf die Verlaß ist und die ihre irrenden Schicksalsgenossen, bedankt oder unbedankt, dulden und ertragen, gelingen der Dichterin.

Lisa Wenger legte, als sie zur Feder griff, die Palette weg, brachte also bildnerische Schulung mit. Die Anschaulichkeit und der beredte Ausdruck ihrer Gestalten und die Deulichkeit ihrer Umwelt bezeugen das. Farben- und heimatfrohe, landessittenkundige Malerlust ist der Ausarbeitung ihrer Stilleben und Interieurs anzuspüren. Die Landschaft, ein echtes Kind und treues Abbild ihrer Kunst, ist fast ohne lyrische Ruhe und sehnsüchtige Weite, dagegen temperamentvoll handlungsreich, kräftig detailliert und von klaren Umrissen und Farben. Mit Wintergraus aufzuräumen, steht ihr z. B. außerordentlich wohl. Im Ganzen tritt sie nicht stark hervor, kurz und gut begleitet, meldet, symbolisiert sie die obwaltenden Menschengeschicke. Ihre sprachliche Formulierung ist immer sorgfältig gewählt und konzentriert. Ihren Idealglanz strahlt das Schneegebirge aus. Die Farbenseele wohnt im Blumengarten.

Nelken- und Lilienflor umsäumt auch das Anwesen der „Wunderdoktorin“, der Heldin des so betitelten trefflichen Volksbuches. Gesinnungstüchtig und mit beträchtlichem epischem Vermögen hat es Lisa Wenger herausgeholt, was das an sich wenig sympathische Motiv an Kraft und Willen, Wahn und Leiden, an bewegten Volksgeschicken und an Gestaltenreichtum darzustellen und hervorzubringen gestattet. Überdies reinigt sich ihre Heldin, eine hülfreiche und geistesstarke, prächtig dargestellte Frau durch eine Opfertat vom Makel ihres Gewerbes. Zum besten ihr Kinder, die Liebe oder Beruf ins gegnerische Lager der Wissenschaft geführt hat, entsagt sie ihrem Wirken und verbannt sich aus der von ihrem Ruhme erfüllten Heimat.

Wie Werktag und Sonntag, wie Arbeit und sinnvolles Spiel unterscheiden sich „die Wunderdoktorin“ und „der Rosenhof“. Ein Stand, eine Epoche, ein Lebensstil, die zugehörige von Buchsbaum und Lavendel duftende altbernisch patrizische Behausung, zwei Biedermeierspätlinge und Originale, das Erziehungsresultat, das sie so eng- als gutherzig an einer Pflgetochter erzielen, verschwägerte Pfarrhöfe, die das verkörperte Gemüt zur glücklichen Korrektur dieses Resultates aufbieten müssen: so setzt der Stoff des Rosenhofes sich zusammen. Die Erzählerin lächelt kritisch, schalkhaft, fast kühl; sie klagt das enggebundene Los und Glück der „guten alten Zeit“ ernstlich an und wird doch gleicherzeit zu seiner freudigen Kranzwinderin, den heute verschwundenen behaglichen und so echten Glanz und Schimmer, den wunderlich altväterischen Zierrat und Schnörkel und das ganze gravitatisch-pedantische Gehaben und Behagen samt seiner Gartenherrlichkeit geschmackvoll erlesend, ordnend und sammelnd.

Dann hat also Lisa Wenger auch Märchen geschrieben. Zum größten Teil sind es Tiermärchen. Waldromantik und Waldgeheimnis umwittern

die schweizerisch bodenständigen Wenger'schen Tiere nicht. Sie sind mit ihrer List und Not und spärlichen Lust, mit ihrer malerischen, gelenken Behendigkeit in einen sehr deutlichen, hellen, das schemenhafte und mystische Element ausschließenden poetischen Realismus gerückt. In erster Linie ist im „Blauen Märchenbuch“ die Erfindung zierlich und ausgiebig. Noch einmal dürfen auf einem vom dichterischen Witz gehörig ausgebeuteten Gebiet Geizhals und Bettelmann, Tölpel und Schlaumeier, Streber, Lästler, Protz, Griesgram und der liebe, singende Schwärmer im Maulwurfhügel, Froschpuhl und bei Pilz und Fingerhut in neuen Rollen auftreten. Und das alte Eile mit Weile wird wieder von besonderen Schneckenfamilien demonstriert. Lisa Wenger trifft den frischen, naiven Volksmärchenton auf dem geraden Wege ihrer sprachlichen und seelischen Anlage. Ihr Vortrag strotzt von klugen und schalkhaften Einfällen.

Die moralischen Fingerzeige sind unaufdringlich und gehören der anmutigsten poetischen Haltung an. Den kleinen Schelmen herzlich und mitleidig zugetan, macht die Dichterin im wörtlichen Sinne kein Federlesens mit ihnen, wie auch *sie* kurzem Prozess zuneigen. Resolut aber wahrt sie sich das Recht zu ihren wohlgelaunten Ironien und zierlich geschliffenen Angriffen auf die Torheit und Eitelkeit höherer Wesen. Bei aller Nachdenklichkeit ist es ein ergötzliches Stück Naturpoesie, das die schwirrenden und purzelnden Waldbewohner, die Langschnäbel im Sumpf und die, wie Widmann sagt „bräunlich Befrackten“ mit ihren aufgeregten Lebensläufchen vor uns aufführen.

Witz und Erzählergrazie lenkt ihre Reiselust, flößt ihnen den bekanntlich schadenbringenden blinden Eifer ein und gruppiert sie bei Taufe und Hochzeitschmaus, bei missglückten Fluchten in die Bohème und bei der Verbreitung von Hiobsbotschaften, die sie sich mit etwas Lästerung der Betroffenen würzen. Dichterisches Gemüt gliedert ihre kläglichen, drolligen Wichtigkeiten der Erdennot ein. Diese Erdennot gelangt dann in „Wie der Wald still ward“ augenscheinlich unter Spitteler- und Widmannschen Einflüssen zum Ausdruck. Motiv: ein Verzweiflungskampf der Tiere gegen die Menschen, aus dem sie geschlagen hervorgehen, worauf der Wald, da die Führer, Wolf und Bär, nun fortziehen, stiller wird. Ursachen des Kampfes: der Einsiedler, ihr Freund, hat den Tieren ihre Vorgeschichte erzählt, die von Vernichtung und Unterjochung handelt. Zu den Schrecken dieser Aufklärung gesellt sich ein Waldbrand mit nachfolgender Hungersnot. Auch dringen Nachrichten aus dem Schlachthof der nahen Stadt in den schwindenden Waldfrieden. Den blinden weißen Hirsch, der den Vollmondschein der Waldlichtung erspüren möchte, trifft die Kugel des Jägers. Diese Motivierung ist etwas überladen, auch beeinträchtigen die Bilder aus der Vergangenheit die einheitliche poetische Wirkung. Damit verbindet sich aber Fülle und Vielartigkeit des Geschehnisses, und der waldseelenkundigen, sinnbilderlustigen Erzählerin erstehen die glücklichsten poetischen Anlässe Ihrem Alltag entrissen, verscheuchter, gehetzter, waghalsiger, mit Augen blank vor Todesangst, arme frierende Wächter, jammernde Mütter, auf Schleichwegen der Wühler und Kundschafter, zeigen die Tiere ihre besten Kräfte auf. Wie zum Feste ziehen sie vor die Hütte des Einsiedlers, „mit gesträubtem Schopf,“ unter der Last der vernommenen wilden Märe taumelnd, sputen sie sich in ihre Höhlen und Löcher zurück. Je verdutzter desto prahlerischer die einen, je gewöhnlicher desto ungläubiger die andern,

lassen sie sich vernehmen. Moralisieren und schulmeistern, sich foppen und hänseln tröstet wirksam. Abfall und Undank, Schadenlust und Verwünschung pfeift und piepst den geschlagenen Großen aus den Verstecken der furchtsamen oder hämischen Kleinen. Waldkönigstolz und Nützlichkeitsmoral stoßen zusammen. Zwischen Bitterkeit und Schalkheit geteilt, hier wie dort mit origineller und feiner Charakterzeichnung, stellt die Fabeldichterin die Folgen der Aufklärung unter ihrer bepelzten und gehörnten Gesellschaft dar. Zum besondern Lobe gereicht ihr doch, wie lange das gefährdete Waldidyll sich munter zu erhalten vermag.

ZÜRICH

ANNA FIERZ



NEUE BÜCHER



UNGARN. Ein Novellenbuch. Herausgegeben und übertragen von Stefan J. Klein. — München und Berlin, bei Georg Müller.

Dieses Buch, in dem sich gegen zwei Dutzend Dichter Rendez-vous geben, stellt sich zur Aufgabe, nach auswärts, d. h. vor dem deutschen Sprachgebiet, in geschlossener Formation ungarische Novellistik zu repräsentieren. Eine Tendenz liegt ihm also zugrunde. Aber diese Tendenz tritt in unaufdringlicher, nobler Weise zutage, sie wirbt mit zulässigen, sympathischen Mitteln. Kein Vorwort, kein Nachwort ist da, es wird nicht vergleichende Literaturgeschichte getrieben. Der Leser mag sich ohne irgendwelche Beeinflussung eines Mittlers seinen eigenen Kommentar hineindenken.

Aus dem Gebotenen, der Auswahl und dem Zusammenschluss der Autoren, ergibt sich so deutlicher, sinnlicher als aus dem gebildetsten Glossar Wert und Können dieser ungarischen Epik. Aus Tatsachen, den dichterischen Proben liest sich hier Qualität und Umfang der Talente aufs schönste ab. Die Auswahl hat durchweg Niveau, die Übertragung einwandfreie Haltung. Es sind mustergültige Leistungen, die der Forderung nach Spannung und glänzender Inszenierung immer gerecht werden. Die Arbeiten lesen sich mit viel Gewinn;

ein Mosaik erstaunlicher Sachen breitet sich hier aus, denn dieses Heimatbuch redet in gewandten Zungen von einem seltsamen Stück Erde. Es ist eine betörend heftige, heiße Rasse, oft von einer gespenstischen exaltierten Fremdheit überweht. Der Geist der Dinge nervöser, südlicher, feuriger als bei uns, die Leidenschaft der Menschen immer brennend und voll Grausamkeit.

Das ungebrochen Tierhafte scheint sich in diesen Typen mit einer selbstverständlichen Hartnäckigkeit aufzusparen; ohne erschreckende Roheit und Gewalttätigkeit geht es selten, darum sind heitere Stücke — oder lässt der Herausgeber bewusst in dieser Sammlung den Humor sparsam zu? — so selten. Ein einziger Dichter macht eine bemerkenswerte Ausnahme. Er besitzt keinen magyarschen Namen (vielleicht ein Pseudonym?), er heißt Hugo Ignotus. Seine Psyche steht unserer Gefühlswelt näher, in seinem Stück werden — sicher nicht nur aus Zufall — „geliebte“ deutsche Dichter zitiert: Heine, Hölty, Novalis, und französische wie Millevoye und der Autor von *Germinal*. Ignotus' dichterische Struktur, verglichen mit der seiner Kollegen, ist milder, sanfter, humaner gleichsam für unser Empfinden, und aus diesem Grunde — vielleicht — weniger autochthon, weniger ungarisch. In dieser Umgebung wirkt er beinahe